

## Media Screen

## Seelenarbeit, Angst und Freiheit



Petrowskaja K. Vielleicht Esther. Frankfurt: Suhrkamp, 6. Aufl. 2022. Taschenbuch. 285 Seiten, € 12,-. ISBN: 987-3-518-46596-7



Gluzman S. Angst und Freiheit. Vom Überleben eines ukrainischen Psychiaters im Gulag. Frankfurt: Mabuse 2020. Taschenbuch, 242 Seiten, € 36,95. ISBN: 978-3-86321-432-6



Strauss B, Ertz R, Gusk-Leinwand S, Kumbier E, Hrsg. Seelenarbeit im Sozialismus. Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie in der DDR. Gießen: psychosozial 2022. Taschenbuch, 275 Seiten, € 29,90; ISBN: 987-3-8379-3152-5

Mit Seelenarbeit sind wir seit mehr als zwei Jahren noch vielfältiger gefordert als bis anhin, für unsere Patientinnen

und Patienten, aber auch für uns selbst. Nach den höchsten Wellen der Pandemie richtet sich die Aufmerksamkeit seit Beginn des Angriffskriegs durch Putin auf die Ukraine und den Osten Europas. Hintergrundartikel, Fernsehsendungen, Dokumentationen wie Spielfilme, auch Prosa, Sach- und Fachbücher erscheinen neu, werden wieder ausgestrahlt und aufgelegt. Anteilnahme und Interesse sind begleitet von Besorgnis. Menschen, die bereits einen Krieg durchgemacht haben, berichten von erneut aufsteigenden Erinnerungen, begleitet von aktualisierten Ängsten. Die Ukraine, insbesondere Lwiw (Lemberg) und Tscherniwzi (Czernowitz) als frühe multikulturelle und entsprechend polyglotte Zentren haben eine Fülle von Literatur hervorgebracht, die längst zum literarischen Bildungskanon gehört. Mehrere Literatur-Nobelpreisträger und auffallend viele international bekannte Schriftstellerinnen und Schriftsteller stammen von dort.

In diesem Jahr wiederaufgelegt, im Jahr nach der Krim-Okkupation erstmals – im Original auf Deutsch – erschienen ist Petrowskajas «Vielleicht Esther». Die Autorin, Literaturwissenschaftlerin und Journalistin ist in Kiew geboren und aufgewachsen und lebt seit 1999 in Berlin. Sie erzählt von der Spurensuche nach ihrer großen, fast vollständig ermordeten jüdischen Familie. Täter waren in erster Linie Deutsche, aber auch Russen. Schnell wird klar, dass, wer auch immer das Land besetzt hat, es mit den Juden nicht gut meinte.

Das innere Deckblatt trägt den Untertitel «Geschichten». Tatsächlich kann man einzelne und die unmittelbar zusammengehörigen Kapitel als separate Geschichten lesen. Unbedingt zu empfehlen ist jedoch, sie zumindest zuerst als zusammenhängenden Text zu begreifen und zu lesen, da einem sonst etwas Entscheidendes entgeht, nämlich dass die Bruchstücke Ausdruck der nicht zusammenhängend erzählbaren Familiengeschichte sind, nicht wegen der trotz umfangreicher Recherchen verbleibenden Lücken, sondern weil die Rekonstruktion noch vor jedem und jeder Lesenden die Autorin selbst gar zu oft mit Unerträglichem konfrontiert hat.

Ein Beispiel ist die erste Auslandsreise Petrowskajas 1989 nach Polen mit einem Besuch in Auschwitz. Die Anreise ist geprägt von Alltagsdingen, Alltagsunterhaltungen im Bus und nach dem Aussteigen von Touristenläden. «Als ich... vor dem Tor von Oswiecim stand, machte mein Gedächtnis halt. ...Ich habe mehrmals versucht, mein Gedächtnis durch das Tor schleichen zu lassen, nur zur Besichtigung – vergeblich... Natürlich weiß ich, dass wir durch dieses Tor gegangen sind, ich weiß, was auf diesem Tor steht, so wie ich weiß, dass zwei mal zwei vier ist... ich weiß genau, was über dem Tor steht, und dass ich deswegen die Arbeit so hasse, selbst das Wort, das sich niemals, mit keinem Geld oder Gedicht von diesem Spruch von diesem Fluch wird freikaufen können, und dass ich überhaupt keine Einstellung zur Arbeit finden kann, weil ich mich immer frage, wohin es mich mit dieser Arbeit treibt... Ich habe versucht, diese Amnesie, die mir wie eine dicke Milchglasscheibe vorkam, mit späteren Eindrücken zu überkleben, nichts hat gehalten...» (S. 59–60).

Einen Rahmen erhalten die Bruchstücke, indem Petrowskaja, ausgehend von ihren Erinnerungsfetzen, die Leserin mitnimmt auf ihre Suche, ihre Reisen, ihre Recherchen, in die aufstehenden inneren Sätze und Bilder. An ihnen tastet sie sich entlang, verliert sich in Assoziationen, Gefühlen, Ängsten und wird erfasst von einem Schwindel, der sie immer wieder überfällt, wenn nichts trägt und für einen Moment Greifbares wieder zerrinnt. Indem ich mich als Leserin mitnehmen lasse, wird auch mir schwindelig: Wo befinde ich mich gerade? In der grausamen Realität der Vergangenheit? In den Ängsten, die sie als Spur hinterlassen hat? In einem Sprachspiel? Einer Fantasie?

Einer der Ausgangspunkte für ihre Suche war, wie Petrowskaja erklärt, ihre kindliche Wahrnehmung, aus wie wenigen Mitgliedern die Familie sich zusammensetzte. Andere hätten Onkel, Tanten, Großeltern gehabt, die sie hüteten, verwöhnten, etwas mit ihnen unternahmen, kochten und backten. In ihrer Familie gab es außer ihren Eltern den Bruder

und die zwei Babuschkas, letztere beide bereits dement.

Mit der Suche nach den Verwandten, der Familie verbunden ist das Anliegen, sich in der Geschichte und mit ihr in ihrer Identität zu verorten. Petrowskaja unternimmt Grabungen in den Sprachen, Archiven, an Orten, im Internet, der Literatur, im Unbewussten. Sie findet – ausgehend von den dementen Großmüttern – einen Physiker, einen Lyriker, einen Revolutionär, einen windigen Verwandten; einen Familienzweig, der Schulen für Taubstumme aufbaute und leitete; einen Attentäter, dessen Tat trotz Archivunterlagen nicht verständlich wird; der gefoltert und erschossen wird; die gutgläubige, gehorsame, den Deutschen vertrauende Urgroßmutter, die auf eine Frage einfach erschossen wird..., und sie stellt fest: «Die Vergangenheit betrog meine Erwartungen, sie entschlüpfte meinen Händen und beging einen Fauxpas nach dem anderen. Mein Stammvater, der die ruhmreiche Geschichte meiner Familie erzählte, war ein uneheliches Kind... und dann noch dieser Adolf, damals ein gewöhnlicher Name, doch für mich ein alarmierender. Adolf bestätigte meine Befürchtung, dass ich keine Macht über die Vergangenheit habe, sie lebt, wie sie will, sie schafft es nur nicht zu sterben» (S. 133).

Ein weiterer Ausgangspunkt für die Suche ist der Tod einer Tante, eine der wenigen Überlebenden, die sie noch hätte befragen können. Nach ihrem Tod, so Petrowskaja, «habe ich begriffen, was das Wort Geschichte bedeutet». Ihr Vater kommentiert dazu später: «Ich wollte mich immer mit der Geschichte beschäftigen, ... aber ich wollte nie, dass sie sich mit mir beschäftigt, und er sagte auch, dass man keine Verwandten brauche, um einen Bezug zur Geschichte zu haben» (S. 180).

Mit der Spurensuche nach ihrer Familie, ihrer Geschichte, biegen die Assoziationen in Wege ein, die getränkt sind von Verfolgung und Vernichtung. Einmal beispielsweise trifft sie unterwegs einen früheren Nachbarn und assoziiert «Nachbarn» [3]. Unter den Mitbewohnern des Mietshauses, in dem sie aufgewachsen

ist, begegnet ihr Vater eines Tages einen früheren KGB-Führungsoffizier im Lift. Der Nachbar hat den Vater einst verhört. Mit Bezug auf «My home is my castle» kommentiert der Vater: «Mein Heim ist ihre Festung» (S. 41).

Petrowskaja schreibt auf Deutsch, also in einer erst im Verlauf des Lebens erlernten Sprache. Sie bewegt sich zwischen Zahlen, Namen und Wörtern: «Als Tourist muss man sich entscheiden, mit welcher Katastrophe man die Stadt betritt, Warschauer Aufstand oder Ghetto, als hätte es zwei Warschaus gegeben... Im Stare Miasto, der Altstadt, tragen die Häuser Tafeln wie ein Kriegsveteran Medaillen, die Tafeln gelten dem Warschauer Aufstand, und es gibt so viele davon, dass nicht nur die Häuser des Zentrums sich auf die Tafeln hätten stützen können, sondern das ganze polnische Volk. Vor dem Krieg wurde in Warschau jüdisch geglaubt, gegessen und gesprochen... Im Jahr 1939, als der Krieg begann, lebte eine Million Menschen in Warschau, neununddreißig Prozent davon Juden. Ich bin jedesmal erstaunt, dass die Mörder und diejenigen, die des Mordes gedenken, immer genau wissen, wie man zählt, diese Neununddreißig veränderte für mich alles...» (S. 105).

Petrowskaja bewegt sich zwischen den Sprachen und durch sie hindurch: «Als ich nach Kalisz kam, nieselte es. Es nieselte drei Tage lang, und ich glaubte, am Ende dieser Reise zum Ursprung zu gelangen, und der Reiseführer gab mir recht, dort stand, die keltische Wortwurzel von Kalisz bedeute Quelle oder Ursprung, und hier in Kalisz und Umgebung sollen meine Krzewins mehrere Jahrhunderte gelebt haben... Ich wusste nicht mehr, warum ich sie suchte und was die ursprüngliche Frage war... aber ich ahnte, wenn ich hier etwas fände, dann würde ich zurückkehren, obwohl ich nicht wusste, ob dieses Zuhause, in das ich zurückkehrte, in der Sprache, im Raum oder in der Verwandtschaft lag... Die slawische Wortwurzel von Kalisz lautet Sumpf und Moor, ... was mich darin bestärkte, dass ich auf dem richtigen Weg war» (S. 128).

Indem sie übersetzend nach der Bedeutung der Wörter sucht, gibt sie ihnen ihre Bedeutung zurück, die bei zu großer Vertrautheit nicht mehr hörbar ist. Indem sie dem Klang zwischen ukrainisch, russisch, deutsch und jiddisch nachspürt, bringt sie die Wörter zum Singen: «Tobias Krzewin erstaunte mich besonders. Er war einer der ersten, die in den Familientabellen erwähnt wurden, sein erstes Kind wurde in dem Jahr geboren, in dem Joseph Haydn Il ritorno di Tobia schrieb... Mein Mann heißt Tobias, ich kannte den Namen nur im deutschen Kontext und hatte niemals an Tewje, der Milchmann, Tewje, Tobias gedacht, den Roman von Scholem Alejchem und das Musical Fiddler On The Roof, Anatevka» (S. 107).

Kriegserinnerungen, -ängste und Albträume sind wieder aufgestanden. Damit einher geht seit Langem erstmals wieder die Sorge, dass unsere westlichen Demokratien ernsthaft gefährdet sein könnten. Erfahrungen mit Kontrolle, Überwachung und Gewalt durch das totalitären Sowjetregime, die noch nicht so lange zurückliegen rücken in bedrohliche Nähe.

Semyon Gluzman wuchs in der russisch okkupierten, zur Sowjetrepublik deklarierten Ukraine auf, studierte als Sohn eines Arztes und einer Ärztin Medizin und wurde Psychiater. Er weiß sich in seinem Alltag vom KGB längst beobachtet, fragt sich, ob, und wenn ja, wann er verhaftet würde, geht an einem Tag mit Unbehagen zur Arbeit und wird von dort mitgenommen, verurteilt, weil er belegt hatte, dass der Dissident Pjotr Grigorenko nicht wegen einer psychischen Störung in einer psychiatrischen Klinik untergebracht worden war, sondern aus politischen Gründen. Wegen Lesens und Verbreitens, im Eigenverlag publizierter illegaler Schriften wird er zu sieben Jahren Arbeitslager und drei Jahren Verbannung verurteilt. Im Alter von 27 Jahren wird er 1972 verhaftet und 1982 in das weiter funktionierende sowjetische Überwachungssystem entlassen, noch mehr als zuvor kontrolliert, sodass er die wieder gewonnene Freiheit als beengender erlebt als die innere Freiheit, die er in der «Zone» gefunden hat.

In der «Zone» begegnet er einigen politischen Mithäftlingen, lernt ihnen zu vertrauen, und gemeinsam gelingt es ihnen, Nachrichten nach draußen zu schmuggeln. Dies ermöglichte ihm – zusammen mit drei anderen Häftlingen –, über viele Jahre regelmäßig aus der «Zone» zu berichten und sein «Handbuch zur Psychiatrie für Andersgesinnte» zusammen mit Bukovsky zu publizieren. Winzig beschriebene Blätter (Kassiber) mussten dafür so zusammengerollt werden, dass sie, in mehrere Schichten von Plastik eingepackt verschluckt werden konnten und für die Weitergabe wieder ausgetrennt werden mussten. Das heißt, Besucherinnen mussten bereit sein, die inhaltlich wertvollen, äußerlich stinkenden Päckchen an sich zu nehmen und unter eigener Gefährdung weiterzuleiten. Ihnen widmet Gluzman in den letzten Kapiteln einen eigenen Dank. Er habe sie, heißt es dort, vor seiner Befreiung und Rückkehr nach Kiew nicht gekannt und nie gesehen.

Eine Regel der Straf- und Verbannungslager, die bereits Dostojewski beschrieben hat, besteht in der Kontaktpflege der jeweiligen Landsleute unter sich, der relativ strikten Abgrenzung, häufig einhergehend mit der Diskriminierung anderer Gruppen, ganz im Sinne der Bewacher, die regelmäßig passiv, vielfach auch aktiv Misstrauen und Zwietracht unter den Häftlingen säen. Gluzman erzählt, wie es ihm gelang zu Landsleuten und Männern ganz unterschiedlicher Herkunft Kontakt zu finden. Der Band enthält u. a. den Nachdruck von Bittbriefen für Mithäftlinge und biografische Skizzen, die an Mitgefangene erinnern, die Gluzman während seiner Zeit in der «Zone» kennengelernt und geschätzt hat. Unter ihnen ein Lyriker, ukrainische Nationalisten, Männer aus Lettland, die sich der sowjetischen Besatzung nicht untergeordnet haben, ein Journalist... Ein Kapitel widmet Gluzman auch einem früheren Kollegen und Freund, der ihn nach seiner Verhaftung verleumdete, darüber nicht hinwegkam und sich suizidierte. Nach seiner Entlassung machte sich Gluzman auf die Suche nach ihm und bedauerte sehr, dass er ihm nicht mehr hatte sagen können, er habe ihm längst verziehen.

Erfahrbar wird eine Tradition, nicht allein von Gewalt, sondern von systematischem Quälen, von Folter, dem Vergnügen an der Qual anderer; von als «Erziehung» verbrämtem Sadismus als System. Zusätzlich zu körperlichen Qualen durch Isolation, wiederholte Strafhaft, die Trennung von Häftlingen, die freundschaftliche Kontakte pflegen; spezieller Bestrafung durch Entzug der immer schon zu kargen Nahrung, Vorsetzen von verdorbenem, stinkendem Fisch oder schimmeligem Brot kommen Demütigung und Entwürdigung. Leiden als Grundgefühl sowjetischen Lebens wird vertieft durch sogenannte erzieherische Massnahmen, die den «Sowjetmenschen» hervorbringen sollen, mit diesem ideologischen Ziel, dem Alexjewitsch ihre dokumentarische Prosa gewidmet hat [2].

«Spezialoperation» statt Krieg ist nur eine späte Ausgeburt der systematischen Verkehrung von Wortbedeutungen, Aushöhlungsmaßnahmen der Sprache, die das Misstrauen unter Menschen im Alltag nährt. Längst vor der Begriffsprägung der fake news war diese Taktik Teil des sowjetischen Systems.

Gluzman scheut sich nicht, die Angst als ständige Begleiterin zu beschreiben, seine Selbstreflexion, wiederholte mutige Äußerungen und Aktionen, die mehrfach zu qualvollen Strafen führen, wiederholt aber auch für Respekt sorgen und systematischer Diskriminierung als Jude einen Riegel schieben.

Dass es der Psychiatrie als Fachgebiet auch nach der Unabhängigkeit der Ukraine 1991 nicht unbedingt gut ging, psychisch Kranke weiterhin am Ende der medizinischen und Sozialfürsorge standen, verschweigt Gluzman nicht. Auch schiebt er jeder Dichotomie zwischen engagierten Kommunisten, sowjetischen Hauptmännern und Leutnants auf der einen und politischen Häftlingen und reflektierten Bürgern auf der anderen Seite einen Riegel, indem er am Beispiel vielerlei Menschen zeigt, wie sie durch Not, Angst und äußere Zwänge auf die eine oder andere Seite geraten sind. Als Sohn eines Arztes und einer Ärztin, die überzeugte Kommunisten waren,

wusste er das nur zu gut. Das Problem, so Gluzman, war das System, nicht eine bestimmte Person. Mit der Auflösung alter Fronten, mit der Unabhängigkeit der Ukraine, waren deshalb die Probleme nicht aus der Welt.

In der Einführung schreibt Gluzman, er habe sich lange überlegt, ob er davon erzählen solle und sich dazu entschlossen, um darüber zu sprechen, wie er nach und nach verstand, wie dieser Organismus funktionierte, wie er mit der Angst leben lernte, mit Qual, Folter, Demütigung, Entwürdigung, dem ständigen Hunger, Schmutz umgehen musste, wie er zur inneren Freiheit fand und Mensch bleiben konnte. Er habe es für sich gebraucht, darüber zu schreiben. Und um der zu Tode gequälten, umgekommenen Mithäftlinge zu gedenken.

Die DDR sei zwar kein totalitäres Regime, aber eine Diktatur gewesen, so Michael Geyer im Tagungsband von Strauss et al. Der Tagungsband zum Forschungsprojekt Seelenarbeit im Sozialismus. Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie in der DDR – SiSaP, gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung stellt den Stand des Wissens vor, um auf dieser Basis das Projekt voranzutreiben. Das heißt zunächst, dass Bekanntes und bereits Publiziertes zusammengetragen wird (siehe beispielsweise [1, 2]); das heißt zweitens, dass noch nicht und wenig erforschte Bereiche benannt und skizziert werden. Drittens und nicht zuletzt enthält der Band aber auch Beiträge aus einem Teilprojekt mit Zeitzeugenbefragungen und zwei Beiträge zu erlebter Psychiatriegeschichte: von Annette Simon als Psychologin und Psychoanalytikerin mit Reflexionen über «Prägungen und Verwerfungen» unter dem Titel «Was bleibt?» und einen von Michael Geyer, Psychiater, wissenschaftlicher Leiter der Akademie für Psychotherapie Erfurt und ehemaliger Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik Leipzig unter dem Titel «Wie frei war ich als Psychotherapeut in der «Diktatur der Proletariats»?». Beide räumen mit Klischees auf, ehe sie sich ihrem Thema zuwenden.

Dass es «die DDR-Psychiatrie» nicht gab, haben die bisherigen Publikationen

längst gezeigt. Prinzipiell bekannt, aber in weiten Bereichen bisher nur ansatzweise erforscht ist der Einsatz psychologischer Mittel zur Verunsicherung und «Zersetzung» kritischer und oppositioneller DDR-Bürger, die «psychologische Kriegsführung». Um zu erfassen, auf welche Weise und in welchen Bereichen die Psychologie diszipliniert wurde, bedarf es einer theoretischen, wesentlich soziologischen Basis, die Busse in seinem Beitrag «Psychologie als disziplinierte Profession» skizziert.

Die Beiträge sind teils gut bis ausgesprochen anregend zu lesen, teils dicht und informativ, aber in einer technisch-abstrakten Sprache verfasst, die wohl auch der Materie geschuldet ist.

Durch die aktuellen Ereignisse sind wir in neuer, nochmals anderer Weise konfrontiert mit der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, mit den beiden Diktaturen des Deutschen Reichs zwischen 1933–1945 und der DDR von 1949–1989; der Ideologisierung und Politisierung der Gesellschaft, aber auch von Wissenschaft und Kunst. Neben der Instrumentalisierung und gesellschaftspolitischen Durchdringungsversuche der Fachgebiete, die teils gelungen ist, teils – regional und personenbezogen, aber auch durch Mangel und Pragmatismus bedingt – größere Gestaltungsräume offen ließ, haben auch in der DDR die Bemühungen um die Erziehung zum ‚sozialistischen Menschen‘ ihre Spuren hinterlassen, sodass das Thema auch nach Projektabschluss weiter bedeutsam bleiben wird.

Petrowskaja habe ich erst entdeckt auf der Suche nach Literatur zur Ukraine, zu ihrer Geschichte und ihren Menschen. Dabei ist Katja Petrowskaja seit 2011 Kolumnistin der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung und hat 2013 den Ingeborg-Bachmann-Preis gewonnen. «Vielleicht Esther» zu lesen begonnen habe ich in Respekt vor dem schweren Thema. Das mag auch anderen Lesenden so gehen. Deshalb schließe ich meine Rezension mit dem Hinweis, dass die Lektüre selbstredend inhaltlich ein großer Gewinn ist, aber längst nicht nur, sondern auch sprachlich, mit der immer wieder

durchschimmernden abgründigen Ironie und den Sprachspielen. Petrowskajas Fähigkeit zur Selbstdistanzierung verleiht der Lektüre trotz bedrückendem Thema eine gewisse Leichtigkeit. Ähnlich erging es mir mit den anderen beiden Büchern, die ich gebeten wurde zu rezensieren: Aus einem Pflichtgefühl begonnen, das wichtige Thema aufzugreifend, habe ich mich festgelesen. Die Gluzman-Lektüre hat mich vor allem durch zwei Dinge berührt: die Offenheit mit der der Autor über seine Angst, den Dreck, Gestank, das Elend spricht, u. a. wenn es um den Schmuggel von Kassetten aus dem Gefängnis im Darm geht, und noch mehr durch die tiefe Menschlichkeit. Der Tagungsband zur «Seelenarbeit im Sozialismus» ist eine gelungene Zusammenstellung aus dichter Information über den Wissensstand und die Forschungsdesiderata zum Thema und der lebendigen Beschreibung und Reflexion des Lebens und (psychiatrisch-psychologisch-psychotherapeutischem) Arbeitens in der DDR jenseits der Klischees.

Ulrike Hoffmann-Richter, Luzern  
praxis@hoffmann-richter.ch

#### Literatur

- [1] Gross JT. Nachbarn. Der Mord an den Juden von Jedwabne. München: Beck; 2001
- [2] Alexjewitsch S. In ihrer dokumentarischen Prosa, für die sie 2013 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und 2015 den Nobelpreis erhielt, beschreibt sie aus verschiedenen Lebenswelten in der Sowjetunion die jahrzehntelange Erziehung zum «Sowjetmenschen», u. a. in Zinkjungen. Frankfurt: Suhrkamp 2016. Als Zinkjungen wurden im sowjetischen Afghanistankrieg die gefallenen Soldaten genannt. Ihre Leichen durften den Angehörigen nur in zugeschweißten Zinksärgen übergeben werden. Das Wort steht exemplarisch für die Verschleierungspraxis der Sowjetunion, die alles dafür tat, die brutale Realität des zehnjährigen Krieges geheim zu halten
- [3] Kumbier E, Steinberg H, Hrsg. Psychiatrie in der DDR. Beiträge zur Geschichte. Berlin: be.bra wissenschaft; 2018
- [4] Kumbier E, Hrsg. Psychiatrie in der DDR II. Weitere Beiträge zur Geschichte. Berlin: be.bra; 2020